

WESTAFRIKA UND RINDERWAHN

von Peter Steiner

in BRIEFE UND KOMMENTARE
lettre INTERNATIONAL, Heft 33

Als ich heute am Morgen meinen Kaffee trank und überdachte, was mich beim Erwachen beschäftigte – drei Dinge, die irgendwie zusammenhingen - , sorgte das für eine innere Bedrängnis, die ich unangenehm empfand und immer noch empfinde. Daher schreibe ich.

Der Reihe nach: Ich fuhr gestern zu einem Gespräch mit einem Kulturreferenten von Baden nach Wien, las am Abend in *lettre* Robert D. Kaplans Kassandruruf *Die kommende Anarchie, Weltordnungen im Zerfall* und sah im Fernsehen einen jener englischen Fleischwölfe, denen wir das wilde Eiweiß in den Hirnen der Rinder verdanken.

Ich rolle das Problem von hinten auf und beginne mit dem letzten. Es scheint also bewiesen, daß Eiweiß mit veränderter Oberfläche aus kranken Schafen in Rinder gelangte. Der Fleischwolf hat ermöglicht, was die Natur verhindert, das Rinder Schafhirne fressen. Der Fleischwolf hat in fünf Minuten vermischt, was die Natur in Millionen von Jahren getrennt hat. ER erzeugt ein Chaos, das mich, mit einem zugegebenermaßen mehr gefühlsbetonten als wissenschaftlich gelenkten Gedankensprung unmittelbar zu den von Kaplan beschriebenen Zuständen in vielen überbevölkerten Regionen der Welt brachte, unter ihnen Westafrika. Das ging mir nah, weil ich eine bedeutende Zeit meiner Jugend im Regenwald Westafrikas zugebracht habe, gerade in jenen Gebieten, die Kaplan besucht hat, die Elfenbeinküste, Liberia, Sierra Leone. Wie ist es dazu gekommen? Wie war es damals?

Vor 29 Jahren, im April 1967, landete ich in Abidjan, um meine Arbeit zur Erschließung der Bodenschätze im Südwesten des Landes aufzunehmen. Der Beginn meiner geologischen Prospektionstätigkeit für das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) war zugleich das Ende meiner studentischen Wanderzeit, die wahrscheinlich bewegungsfreieste Epoche, die Menschen je auf diesem Planeten erleben durften. Viele Jahre durchstreifte ich Sommer für Sommer die Rand- und Nachbargebiete Europas. Mit einem Rucksack und ein paar Hundert Schilling in der Tasche reiste ich mit wem und was immer sich kostenlos oder sehr billig anbot, durch Nordafrika, das Zweistromland, die Küsten des persischen Golfes, Gebiete hinter dem Eisernen Vorhang, Aserbaidshan, Armenien, den Kaukasus.

Ein Freund trampelte von Kairo nach Kapstadt, ein anderer war vom Hoggar nach Tibesti unterwegs. Wir waren alle unbewaffnet, wurden überall zuvorkommend behandelt, niemals überfallen und ausgeraubt. Heute, nach fast vierzig Jahren der Öffnung in Richtung „Westen“, klingt das wie eine märchenhafte Utopie. Genügte meinem Freund einst ein einziger britischer Sichtvermerk von Kairo nach Kapstadt, gelang einem anderen Freund vor wenigen Wochen in Bajina Basta nicht einmal der Gang über die Drina.

Der Einschub schien mir nötig, um die Situation zu skizzieren, wie sie in jenen Jahren kurz vor dem Zerfall europäischer Kolonialreiche für einen Reisenden wie mich gewesen ist. Als ich in Abidjan ankam und zwei Tage darauf mit einem Landrover nach Sassandra fuhr, dem Ausgangsort meiner Arbeit im Regenwald, ließ ich keine Freunde in Europa in froher Stimmung zurück. *Sergeant Pepper's Lonely Hearts*

Club Band spielte auf, die freie Liebe war erfunden, man schi auf die Obrigkeit und auf das Podium des Audimax der Wiener Universität. Man schrieb mir Briefchen, die begannen mit: „*Liebes Elfenbein!*“

Ich hatte andere Sorgen. und war nicht ganz frei von Neid. Ich war in einer Kolonie gelandet und mußte Kolonialherr sein, ob ich wollte oder nicht. Das Land war zwar wie die meisten Länder Westafrikas seit sieben Jahren unabhängig, aber davon merkte man nichts. Meine Arbeiter kannten weder die einheimischen Politiker noch die neue Fahne, sie kannten die französische Trikolore und Charles de Gaulle. Im Lyzeum von Sassandra unterrichteten ausschließlich französische Lehrer, und die Schulbücher, mit deren Hilfe meine Frau im Urwald unsere Kinder später im Lesen unterrichtete, begannen nach wie vor mit „*Mes ancêtres les Gaules...*“

Zugleich aber bekam ich den erbitterten, gnadenlosen Kampf der Gruppen und Grüppchen, Sippen und Clans zu spüren, den sie Kolonisierten untereinander ausführten und der das Land in Wahrheit beherrschte. Kam ich zum Appell meiner 150 Mann auf den Platz, standen sie stramm wie ein Block. Doch gingen sie auseinander, begann wieder der Kleinkrieg. Und der Stärkste forderte sogar den Chef heraus, *le patron*, mich. Der Anlaß war einbetrunkenener Chauffeur. Ich entließ ihn. Eine Abordnung der Belegschaft wurde vorstellig, bat um Gnade. Der Mann hatte zehn Kinder. Wortführer war der Magazineur aus Mali, gefürchteter König in der Belegschaft, die sich aus allen Stämmen des Südwestens und den nördlichen Nachbarstaaten rekrutierten. Ich fühlte, daß es nicht um den Chauffeur ging, und lehnte das Gnadengesuch ab. Die Grenze war gezogen, der Magazineur verließ mein Büro mit Bcklingen im Rückwärtsgang.

Mein Prospektor aus Frankreich bewies weniger Härte. Seine Güte wurde ihm zum Verhängnis. Ein Arbeiter hieb sich mit dem Buschmesser ins Bein. Der Mann war am Verbluten. Die Gruppe befand sich kilometerweit von der Forstpiste mit dem Landrover entfernt. Weil er „Schwächen“ gezeigt hatte, zu wenig Distanz hielt, sich „erniedrigte“, indem er selbst Hand anlegte, wo es doch hier „*Mit der Hacke kommt die Schande ins Haus*“, weigerten sich seine Arbeiter, den Verwundeten zu tragen. Der Prospektor nahm ihn schließlich selber auf die Schulter und rettete ihm das Leben. Doch seine Autorität war endgültig dahin, und er mußte nachhause fahren.

Dann geschah, was mich schockierte und zwang, die Wirklichkeit um mich neu zu überdenken. In *Le Monde* las man mit einigen Tagen Verspätung in zwei kurzen Zeilen über eine lokale „*Beunruhigung*“ im Südwesten der Elfenbeinküste, die vorüber sei. Ich wußte mehr. Eine Abteilung der Armee hatte die Bewohner eines ganzen Dorfes massakriert. Es lag im Stammesgebiet der Bt an der Forstpiste von Sassandra nach Soubr. Anlaß der Aktion waren Flugblätter mit wirren, umstrzlerischen Parolen, die ein Student aus dem Dorf hektographiert und verteilt hatte. Die Soldaten waren keine Bt, sie „stammten“ aus dem Südosten des Landes. Es wurde keine Munition vergeudet, sondern mit Macheten gearbeitet. Ein Vorarbeiter meiner Gruppe befand sich zur Regelung familiärer Angelegenheiten gerade in dem Dorf. Man zog ihm den Urlaubsschein mit dem Stempel des Projekts aus der Tasche. Er wurde verschont, mußte aber seine Angehörigen beim Durchschneiden der Kehle halten. Wie er das zustande brachte und dann gefaßt darüber berichten konnte, am Tag danach, zurück in Saoua, einem Dorf an derselben Straße weiter im Süden, darüber rtsle ich noch heute.

Aber ich war nicht mehr überrascht, als die ersten Flüchtlinge aus Biafra kamen, ein Idi Amin auftrat, Bokassa eine Klasse Schulkinder hinrichten ließ, weil er nicht ehrerbietig genug gegrt worden war. Es erscheint mir folgerichtig, wenn ich höre, daß die Liberianer, die ich 1968 durch mein Erscheinen in den Bergen östlich des

Cavally-Flusses auf ivorianischem Gebiet in die Flucht schlug, heute wieder dort nach Gold graben und sicher nicht mehr die Flucht ergriffen, tauchte ein Weißer mit einem Geologenhammer in der Hand auf. Es taucht freilich keiner mehr auf, weil alle diese Gebiete nicht nur für Weiße, sondern für den Fremden schlechthin, den Stammesfeind, ungangbar geworden sind. Die Entkolonisierung hat stattgefunden.

Was heißt das? Heißt das, der Fremdenhaß hat gesiegt, oder der Widerstand der Unterdrückten, der Wille zur nationalen Einheit? Der doch am allerwenigsten. Welcher Nation? Wo gibt es die in Afrika – ja, wo auf der Welt? Je mehr Jahre seit der Unabhängigkeit verstreichen, desto klarer wird: das Chaos hat gesiegt.

Was ist die Feindschaft zwischen den Stämmen? Woher kommt und was bewirkt sie? Meine zuhause gebliebenen Freunde versuchten mir im Urlaub (die Warschauer-Pakt-Staaten waren gerade in der Tschechoslowakei einmarschiert) zu erklären, die erschreckenden Ausbrüche von Gewalt unter den Afrikanern seien eine Folge der kolonialen Unterdrückung. Ich erinnerte dann an den Filmbericht eines Ethnologen aus Papua-Neuguinea, der eine Dorfgemeinschaft im Kampf mit der benachbarten Dorfgemeinschaft zeigte, ein verbissenes Geschehen, fintenreich, auf den Schwächsten gerichtet, gnadenlos. Ein Kind des gegnerischen Clans wurde getötet, weil es aus Versehen am Fluß zu weit abseits allein gelassen wurde. Jene Papuas waren nie kolonisiert worden. Der Ethnologe war der erste Weiße am Ort.

Seit jenem Ethnologenfilm ist die Verlockung vom Konsum-Eldorado nicht nur ins Innere von Papua-Neuguinea gelangt. Ganze Kontinente leeren sich. Alles drängt dorthin, wo die über die Meere verschifften Kurzzeitgüter nah an der zahlenden oder stehlenden Hand sind. Betrachtete man die Erde aus einem Satelliten bei Nacht, sähe man die Umrisse der Kontinente hell erleuchtet, während es im Inneren (ausgenommen Europa) ziemlich dunkel und immer dunkler ist. Was sind die Folgen? Was wird aus der Stammesfeindschaft in der Anonymität der Slums? In Abidjan leben heute fünf Millionen Menschen? Ivorianer? Abidjaner? Zu meiner Zeit gab es den Ivorianer offiziell, nicht in Fleisch und Blut. Es gab Baoulé, Bété, Guéré, Wobé, Dan, Krou. Senoufou, Lobi und so weiter, an die siebzig Stämme und Sprachen, dazu ungezählte Einwanderer aus den nördlichen Territorien, jetzt „Nationen“, obwohl ich an der Brücke über den Comoé zwischen Ouagadougou und Banfora noch zehn Jahre nach der Eigenstaatlichkeit das von Reisenden wie Behörden gleichermaßen ignorierte alte Schild *Territoire Haute Volta* las.

Als ich 1967 in Abidjan ankam, gab es schon Slums, *bidonvilles* genannt. Doch es lebten keine 100.000 Menschen dort, ganz Abidjan hatte nur eine halbe Million Einwohner. Was mir auffiel, war, daß selbst in den Slums die hierarchischen Strukturen der einzelnen Stämme funktionierten, daß die „gesunde“ Fremdenfeindlichkeit oder, anders gesehen, die Verpflichtung, für den Stammesangehörigen verantwortlich zu sein, im guten wie im bösen, intakt war. Bei sehr eingeschränkten materiellen Mitteln heißt einem Fremden etwas zu versagen nicht einfach, ihn nicht zu mögen, sondern ihm im Verantwortungsbewußtsein für die eigenen Notleidenden nichts geben zu dürfen.

Touristen mag es unerklärlich erschienen sein, wie ein junger Mann, der das Tausend Kilometer weit entfernte Dorf verlassen hatte, in der planlos zusammengestückelten Masse von Karton- und Wellblechhütten ohne Straßennamen und Hausnummern seinen Onkel oder Bruder finden konnte. Und doch war nichts einfacher als das. Denn die Slums der Anfangszeit gliederten sich strikt nach Herkunftsgebieten und innerhalb von Stammesgruppen in Clan, Sippe,

Familie. Ein Neuankömmling mußte zu dem ihm Nächststehenden gelangen, denn jeder andere schickte ihn weiter. Der Nächststehende aber war verpflichtet, ihn aufzunehmen. Daher benötigte man in der Anfangszeit der Slums ebensowenig Polizei wie auf dem Land. Es gab hier wie dort keine Möglichkeit, sich zu verstecken.

Das ist vorbei. Heute kann keine Polizei der Welt die jeden sozialen Rahmen sprengenden Wucherstädte an den Küsten aller Kontinente kontrollieren. Denn – und jetzt komme ich zu dem Reißwolf und dem Rinderwahnsinn zurück – diese Städte haben die Stammesbande zerrissen und damit das alte Ordnungssystem.

Lange hatte ich Sehnsucht, an die Stätte meiner ersten Berufsjahre zurückzukehren, nach Sassandra, in die Monts-Trou. Doch seit sich die Berichte meiner früheren Kollegen häufen, die ausgeraubt, auf offener Straße verprügelt – einer sogar ermordet – wurden, habe ich damit abgeschlossen. Ich bedaure meine und deren Kinder, für die sich die Welt immer mehr in Club-Med-Strände und No-go Zonen aufspaltet, (...) ich sehe auch die globale Wirtschaft, die Touristenpest und den Daten-Highway, die totale Vernetzung. Es ist ein Anachronismus zu glauben, irgendwo könnte eine Gruppe abgeschirmt von allen anderen für sich allein leben. Vielleicht kann der Planet es verkraften, von einem Einheitsbrei überzogen zu sein, aber im Sinne des Bisherigen ist es nicht. Bisher galt das Trennen genausoviel wie das Zusammenlegen von Bewährtem. Bisher galt die größte mögliche Zahl an Mutanten als Garant für den Fortbestand im Ganzen. Viren und Bakterien, die gegen Medikamente und giftige Abwässer immun werden, beweisen es jeden Tag. Sind sie nunmehr die Hoffnungsträger des Lebens?

Wie kam es zur Flucht vom Land in die Slums? Voraussetzung waren ortsfremde Strukturen materieller (Straßen) und geistiger Art (alle sind gleich, haben die gleichen Rechte, kurz die Utopie der Demokratie). Im Regenwald kommt noch die Zerbrechlichkeit des bodengebundenen Lebens hinzu.

Als ich gestern von Baden nach Wien fuhr, durch die mit Einfamilienhäuser verbauten Felder ehemaliger gräflicher und fürstlicher Herrschaften, hatte ich noch nicht an Westafrika gedacht, aber jetzt tue ich es. Noch einmal wiederhole ich meinen Gang von der Oper in die Herrengasse, vorbei an den Palais des Erzherzog Albrecht, der Fürsten Lobkowitz und Esterhazy, der Grafen Palavicini und Wilcek, der Residenz des Kaisers, durch Innenhöfe, Treppenhäuser und verwinkelte Gänge des Landeskulturamtes Nieder-Österreich, wo ich als Landvermesser K. im vierten Stock ankam.

„Das Schloß“, dachte ich, und lauter „Schlösser“, Verwaltungszentralen für ausgedehnte Ländereien in den habsburgischen Kronlanden, auf deren Besitz und Nutzung die Macht der feudalen Gesellschaft *gründete*. Um Land, Ackererde im besten Fall, wurde in Europa gekämpft, man stritt um Grenzen, die bloße Feldraine waren, weshalb sie auch so oft entlang den Flüssen liegen, Rhein, Oder-Neiße, Donau, Drau, Drina, obwohl doch auf beiden Seiten die gleichen Menschen wohnen. Friedrich der Streitbare fiel an der Leitha, König Ottokar an der March, ich suche meine Beispiele nicht weit weg von den stuckbeladenen Fassaden der Wiener Palais. Territoriale Ansprüche, Landgewinn, dazu schickte man die Bauern ins „Feld“. Der jahrhundertelange Kampf um Äcker hat Europas Landschaften geprägt. Ich gebe zu, daß mir in Afrika das mit den Kriegen zusammenhängende „Kulturgut“ fehlte. Keine umgürtete Stadt, keine einzige Burg, nicht einmal ein malerisch im Grünen ruhender alter Pulverturm. Die einzige „Ruine“ im gesamten Südwesten der Elfenbeinküste sah ich in San Pedro, wo man einmal Sklaven bis zum Eintreffen der Schiffe hinter festen Mauern gefangenhielt. In meinem heimatlichen Wiener Becken

stehen die Wasserburgen des gerade tausendjährigen „Ostwalls“ in drei Reihen gestaffelt vor den in drei Reihen gestaffelten Burgen auf den Felsnasen der Alpen.

Nichts dergleichen fand ich in Afrika. Die wenigen Dörfer in dem riesigen Waldgebiet lagen entweder am Ufer eines das ganze Jahr über mit dem Einbaum befahrbaren Flusses oder an einer neuen Forstpiste. Die Menschen lebten vom Land, waren also Bauern, und doch war das Land kein Bauernland, wie ich es gewohnt war, sondern einfach Wald. Es gab keine ständigen Felder, keine alten Grenzen, nur kleine Brandrodungen, die jedes Jahr woanders geschlagen werden mußten. An der Stelle der Rodung vom Vorjahr würden in ferner Zukunft die Enkel zurückkehren. Denn nach der Ernte war der Boden erschöpft beziehungsweise gar nicht mehr da, weggewaschen vom Regen, freigelegt bis auf den harten, unfruchtbaren Laterit.

Im Regenwald ist es sinnlos, sich um den Besitz von Boden zu bekriegen, soviel begriff ich, und ich verstand den Magazineur schon besser, wenn er, auf seinem Schemel hockend, Hof hielt. In Afrika kämpft man ausschließlich um Macht über andere, sie sind das einzig Beherrschbare, also auch Handelsware, wie auf dem einst großen Sklavenmarkt der Baoulé in Kottikoffikro, nicht weit weg von der heutigen Hauptstadt Yamousoukro.

Nirgendwo sah ich das soziale System vom „großen“ und „kleinen“ Bruder, der in den seltensten Fällen ein wirklicher Bruder war, so ausgeprägt wie unter meinen damaligen Leuten. Der Machtkampf fand bei der ersten Begegnung statt. Ein, zwei Sätze wurden gesagt, oder auch keiner, das Mienenspiel genügte, ein beherrschender Blick, eine überhebliche oder unterwürfige Geste. Der Gewinner wurde *grand frère*, der Verlierer *petit frère*. Er mußte dienen, genoß aber auch Schutz. Eine solche Gemeinschaft ist an kein Territorium gebunden.

Es gab keine Grenzen, hatte nie welche gegeben. Die Europäer mußten, als sie den Kontinent unter sich aufteilten, dies erst erfinden. Da sie auf Schiffen kamen, lag es nah, leicht erkennbare Merkmale an der Küste als Ausgangspunkt für fiktive, in der Natur nie gezogene Grenzlinien zu wählen, ein Kap oder die Mündung eines großen Flusses, denn die erkennt man selbst in der trüben Regenzeit an der kilometerweiten Blase von braunem Wasser.

Hier lag der Anfang einer seltsamen, mich anfänglich im kleinen auch verwirrenden Praxis, Territorien nur durch zwei Punkte zu markieren. Auf die Elfenbeinküste folgte die Zahnküste, Goldküste, Pfefferküste, Sklavenküste und so weiter. Was dahinter lag, interessierte keinen. Und so geschah es auch mir, als ich an einem Fluß ein Stück Land erwerben wollte. Ich ging mit dem Dorfältesten das Ufer entlang. An zwei Bäumen wurde mit der Machete ein Zeichen gemacht. Das sollte mein Land sein. Wie weit ich vom Fluß weg in den Wald hinein etwas zustande brächte, würde ich schon sehen. Meine Kraft und die meiner Frau war beschränkt, der Wald ohne Ende.

Heute ist der Wald am Ende, seine einstigen Bewohner leben in Slums. Stammeszeichen wurden durch Bandenzeichen ersetzt. Der alte Drang, sich gegen das Maßlose, Angst Einflößende abzugrenzen, Identität in und durch Gemeinschaft zu erleben, wird auch die Fleischwölfe der Städte überstehen. Daran glaube ich. Im Chaos erneuert sich das Gesetz, entsteht die neue Ordnung von Morgen, wie jede heutige Ordnung im Chaos von gestern begründet liegt.

Und zum Schluß: Ich habe wieder Lust bekommen, „in“ die Elfenbeinküste zu fahren.